



HANNS-JOSEF
ORTHEIL

*Die
Berlinreise*

LUCHTERHAND

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

© 2014 Luchterhand Literaturverlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München.
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
ISBN 978-3-641-12522-6
V003

www.luchterhand.de

Hanns-Josef Ortheil

Die
Berlinreise

Roman eines Nachgeborenen

Luchterhand

Vorbemerkung

1

Meine Eltern kamen aus einem kleinen Ort des nördlichen Westerwaldes. Nach ihrer Heirat im Jahr 1939 zogen sie von dort nach Berlin, wo mein Vater eine Stelle als Vermessungsingenieur bei der Deutschen Reichsbahn angetreten hatte. Der Umzug aus der ländlichen Einsamkeit des Westerwaldes in die damalige Reichshauptstadt erschien ihnen als ein großes Abenteuer, auf das sie sich sehr gefreut hatten. Sie konnten nicht ahnen, dass ihnen mit dem fast gleichzeitigen Kriegsbeginn ein ganz anderes Leben als das erwartet umtriebige und abwechslungsreiche bevorstand.

In Berlin verloren sie während eines Bombenangriffs ihr erstes Kind. Mein Vater wurde nach Schlesien versetzt und kam dann später als Soldat in Russland zum Einsatz. Über immer längere Zeiträume lebte meine Mutter allein. Ihr zweites Kind brachte sie in der westerwäldischen Heimat zur Welt, wo sie sich dann häufiger zu Kurzbesuchen aufhielt.

Der Lebensraum der kleinen Familie war gefährdet, die Begegnungen in Berlin wurden seltener. Schließlich zog meine Mutter mit ihrem zweiten Sohn wieder ganz zurück in die Heimat, während mein Vater noch in den letzten Kriegstagen des Jahres 1945 beim Endkampf um Berlin schwer verwundet wurde. Den nur durch ein Wunder möglich gewordenen Heimweg legte er auf Krücken zu Fuß von Berlin aus in den Westerwald zurück. Zu diesem Zeitpunkt wusste er noch nicht, dass mein zweiter Bruder beim Einmarsch der Amerikaner auf einem abgelegenen westerwäldischen Hof ums Leben gekommen war. Ein Granatgeschöß der in der Nähe des Hofes in einem Versteck liegenden deutschen Artillerie hatte ihn in den Kopf getroffen.

Nach dem Krieg sind meine Eltern nicht mehr zusammen nach Berlin zurückgekehrt. Mein Vater hatte stattdessen eine Anstellung bei der Deutschen Bundesbahn in Köln gefunden. Dort kam ich selbst Anfang der fünfziger Jahre zur Welt, nachdem meine Eltern in den Nachkriegsjahren noch einmal zwei Söhne verloren hatten, die jeweils kurz nach der Geburt gestorben waren.

Obwohl viele Berliner Freunde und Bekannte meine Eltern immer wieder drängten, sie zu besuchen und den früheren freundschaftlichen Kontakt fortzusetzen, reisten sie nicht nach Berlin. Erst im Frühjahr 1964 entschloss sich mein Vater, noch einmal dorthin zu fahren, um die alten Freunde zu treffen und einige Habseligkeiten, die meine Mutter in Berlin zurückgelassen hatte, wieder nach Köln zu holen. Da sie ihn um keinen Preis begleiten wollte, fuhren mein Vater und ich ohne sie.

Die Reise war die zweite, die wir ohne meine Mutter unternahmen. Im Jahr zuvor hatte uns eine Sommerreise an die Mosel geführt, wo wir eine lange Wanderung zu Fuß von Koblenz nach Trier unternommen hatten (vgl.: *Die Moselreise*. München 2010). Diesmal ging es jedoch nicht um eine Wanderung durch eine beliebte deutsche Ferienlandschaft, sondern um eine Wiederbegegnung mit den Menschen und Räumen, die meine Eltern während der Kriegsjahre kennen gelernt und aufgesucht hatten. So wurde die Berlinreise wenige Jahre nach dem Mauerbau zu einer Reise in die Gegenwart des Kalten Krieges und in die Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs.

Ich selbst wusste als damals zwölfjähriger Bub vom früheren Leben meiner Eltern in Berlin so gut wie nichts. Dass sie vor meiner Geburt vier Söhne verloren hatten, hatte ich erfahren, kannte aber damals die genaueren Umstände dieser Todesfälle nicht. Im Grunde war ich also in diesen

Familiendingen sehr ahnungslos, als ich die Reise mit meinem Vater antrat.

Bereits seit mehreren Jahren aber war ich darin geübt, täglich Notizen und Aufzeichnungen über all das zu machen, was mir besonders auffiel und durch den Kopf ging. (Ich hatte mit solchen Notizen im Alter von etwa sieben Jahren begonnen, sie waren zunächst von meinem Vater, dann aber auch von meiner Mutter korrigiert und betreut worden. Im Grunde bildeten sie so etwas wie eine sehr lehrreiche Schule des Schreibens.) Solche kleineren, rasch notierten Texte schrieb ich auch während der Berlinreise. Mit einem großen Fundus dieser meist mit dem Bleistift oder einem Füller gemachten Aufzeichnungen kehrte ich nach Köln zurück. Bis Weihnachten 1964 entstand anhand dieses Materials der hier veröffentlichte Text, den ich damals »ein Reisetagebuch« nannte. In ihm hatte ich die von der Reise mitgebrachten Notizen zu einer Art kleinem Reiseroman ausgearbeitet, der die Erlebnisse in eine erzählerisch ausgeschmückte Form brachte. Er war vor allem ein Geschenk an meinen Vater, der an derartigen Texten (und ihrem besonderen Ton) eine große Freude hatte und sie immer wieder mit Vergnügen las. Ich schenkte ihm dieses Reisetagebuch zu Weihnachten 1964, er las es wohl unzählige Male, und er nahm dann und wann (aber nur, wenn er Lust dazu hatte) einige kleinere orthographische und stilistische Korrekturen am Text vor. Ansonsten ist die hier vorliegende Fassung unverändert und wurde im Nachhinein nicht weiter korrigiert. Der kindliche Ton der Darstellung sollte vielmehr mit all seinen Eigentümlichkeiten, Fehlern und Kuriosa erhalten bleiben.

4

Da mein Vater befürchtete, dass die Lektüre dieses Textes meine Mutter belasten und die Erinnerungen an früher wieder lebendig werden könnten, hat sie dieses Reisetagebuch nie zu lesen bekommen. Es befand sich bis heute im Familien-Archiv meiner Eltern, wo ich es erst vor einiger Zeit wieder entdeckte. Mit wachsendem Erstaunen las ich, was ich damals als

Zwölfjähriger in Berlin alles beobachtet und wahrgenommen hatte. Vieles hatte ich längst wieder vergessen, aber schon mit den ersten Lektüremomenten war die Vergangenheit wieder da: hellgraue, leicht dunstige Schwarz-Weiß-Umgebungen endloser Straßen, dunkler Züge und toter Bahnhöfe, wo der Bub, der ich gewesen war, gegen einen mit den Tagen immer stärker werdenden Schrecken angekämpft hatte.

Bis heute habe ich diesen Berlin-Schrecken nicht verloren, noch bei jedem Aufenthalt regt er sich zumindest für kurze Augenblicke wieder. Es sind jene Momente, in denen ich panisch nach der nächsten Möglichkeit fahnde, die Stadt mit Flugzeug, Bahn oder Auto sofort wieder zu verlassen. Ohne jeden Erfolg habe ich auch immer wieder versucht, in Berlin einmal für längere Zeit zu leben und die Stadt unter den stark veränderten heutigen Bedingungen besser und anders kennen zu lernen. Es ist mir bis jetzt nicht gelungen.

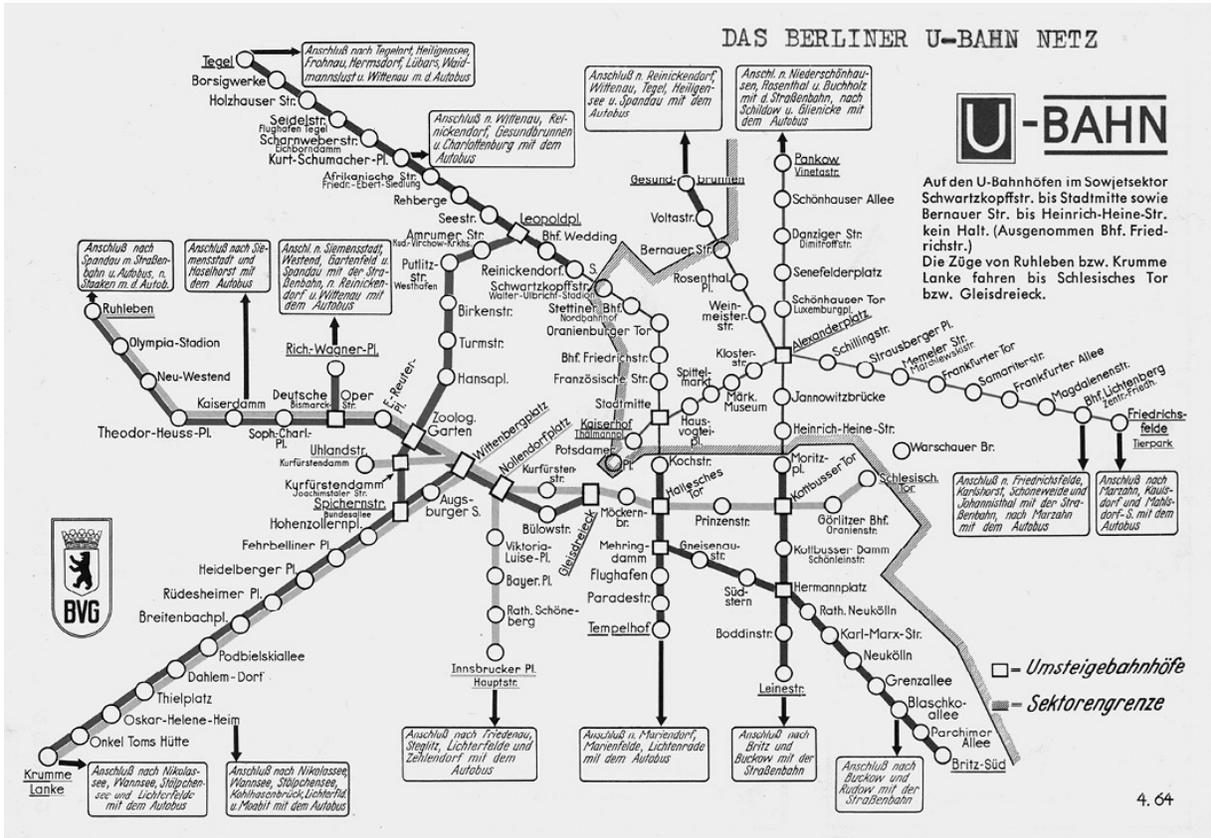
Köln, Wissen/Sieg, im Januar 2014

Die Berlinreise

Ein Reisetagebuch im Frühjahr 1964

*Für Papa –
zu Weihnachten 1964 –
von seinem Bub*

30. April 1964



Im Bahnhof, nachts

- Die Einfahrt des Zuges nach Leipzig,
mit Kurswagen nach Berlin
- Die leeren Abteile des Kurswagens
- Die allein reisenden Männer mit sehr viel Gepäck
- Die Abfahrt nach Berlin mit über 15 Minuten Verspätung

Mit Papa in einem sonst leeren Abteil

- Ich: Was machen wir jetzt?
- Papa: Schlafen, so schnell wie möglich.
- Ich: Wann kommen wir in Berlin an?
- Papa: Morgen früh, gegen 7 Uhr.
- Ich: Ich kann noch nicht schlafen.
- Papa: Dann lies doch etwas.
- Ich: Ich habe *Winnetou III* dabei, das könnte ich lesen.

Papa: Ja, lies *Winnetou III*.

Ich: Soll ich gleich loslegen?

Papa: Du kannst auch erst mal durch den Zug laufen und dir alles genauer anschauen. Lauf nur, ich bleibe hier beim Gepäck.

Zum ersten Mal bin ich eine ganze Nacht lang mit einem Zug unterwegs. Ich habe unser Abteil verlassen und bin langsam von Wagen zu Wagen gegangen. Unser Kurswagen war nicht stark besetzt, aber die anderen Wagen waren sehr voll. In vielen Abteilen war gar kein Platz mehr, so dass die Menschen auch draußen, auf den Gängen, standen. Kurz nach der Abfahrt war es sehr laut, viele sprachen aufgeregt miteinander oder hantierten noch an ihrem Gepäck, und es gab auch Menschen, die gleich nach der Abfahrt zu trinken oder zu essen begannen. Einige hatten dicke, aufgequollene Taschen mit vielen Flaschen und Esssachen dabei, und die besonders gut gelaunten fingen auch an, etwas davon an die anderen Fahrgäste zu verteilen.

Ein älterer Mann, der besonders laut sprach, fragte mich, ob ich eine Stulle wolle. Ich antwortete, dass ich nicht wisse, was das sei. Da lachte er laut und rief den anderen, die in seiner Nähe standen, zu, ich wisse nicht, was eine Stulle sei. Ich musste mitlachen, weil er so fröhlich war, da zeigte er mir eine Stulle. Er holte sie aus seiner Tasche, wickelte sie aus hellem Butterbrotpapier und hielt sie mir hin. Sie bestand aus zwei halben Schwarzbrotsscheiben, zwischen denen sich viel roher Schinken befand. Er hing an den Seiten der Brotscheiben heraus und pendelte in der Luft herum. »Das ist eine Stulle, mein Junge«, sagte der Mann, »oder wie würdest Du dazu sagen?« Ich sagte, dass ich die Stulle ein Pausenbrot nennen würde. Da lachte der Mann noch lauter und rief den anderen wieder zu, in Köln nenne man eine Stulle ganz vornehm ein Pausenbrot, in Berlin aber nenne man es richtiger eine Stulle. Dann drückte er mir die Stulle mit dem Butterbrotpapier in die Hand und sagte, dass er ein Berliner sei und dass ich von ihm Berlinerisch lernen könne. Ich antwortete, dass ich vielleicht später wieder zu ihm kommen werde, um noch mehr Berlinerisch von ihm zu lernen. Danach ging ich weiter durch die

vielen Wagen. Ich hatte vorgehabt, sie zu zählen, aber ich kam immer wieder durcheinander, außerdem achtete ich wohl zu sehr auf die Stulle in meiner Hand, denn ich dachte laufend darüber nach, was ich mit ihr anfangen sollte, essen wollte ich sie nämlich auf gar keinen Fall.

Ich ging durch den ganzen Zug, bis zur Lok. Zweimal wollte mir jemand zeigen, wo das Klo sei, und jedes Mal musste ich sagen, dass ich ein Klo gar nicht suche. Schließlich wickelte ich die Stulle fest in das Butterbrotpapier ein und steckte sie vorsichtig in die rechte Hosentasche. Danach ging ich nur noch sehr langsam, um sie nicht zu quetschen. Zum Glück begegnete ich auf dem Rückweg dem älteren Mann nicht mehr, so dass ich, ohne länger aufgehalten zu werden, in unserem Abteil ankam. Ich zeigte Papa die Stulle und erklärte ihm, dass mir sie jemand geschenkt habe. Papa fragte mich, warum ich sie nicht esse, und ich antwortete, dass ich keinen Hunger habe und sie auch später nicht essen werde. Da schaute Papa sich die Stulle einen Moment lang genauer an, nickte kurz und begann, sie zu essen.

Berlinerisch

Ich: Ist Berlinerisch eine eigene Sprache?

Papa: Nein, es ist ein Dialekt, so wie Kölsch.

Ich: Kannst Du etwas Berlinerisch?

Papa: Nein, kaum ein Wort.

Ich: Und welches Wort kannst Du?

Papa: Icke, die Berliner sagen Icke statt Ich.

Ich: Icke?

Papa: Ja, komisch.

Ich: Und was sagen Sie noch?

Papa: Sie sagen Bulette statt Frikadelle.

Ich setzte mich dann ans Fenster und las *Winnetou III*. Zu Beginn ist Old Shatterhand ganz allein in der weiten Prärie unterwegs und wird von Sioux-Indianern verfolgt. Plötzlich begegnet er einem gefährlichen Mann, der keine Ohren mehr hat und sich sofort mit ihm anlegt. Der Mann weiß aber nicht, dass er mit dem berühmten Old Shatterhand streitet, er glaubt vielmehr, er

streite mit einem Greenhorn. Viele Menschen, die Old Shatterhand zum ersten Mal begegnen, halten ihn für ein Greenhorn, dann aber zieht er sein Gewehr, wirft einen Stein sehr hoch in den Himmel und trifft ihn mühelos noch im Flug mit dem ersten Schuss. »Heavens«, sagt der Mann ohne Ohren und schaut sich die Waffen Old Shatterhands genauer an. Der hat immer zwei Gewehre bei sich, den Bären töter und den Stutzen, so dass die erfahrenen Herumreisenden sofort erkennen, dass er Old Shatterhand ist. »Behold, also seid Ihr doch Old Shatterhand!« ruft da der Mann ohne Ohren, und dann reiten die beiden zusammen weiter, aber der Mann ohne Ohren schneidet einigen Indianern, die in der Nähe herumliegen, weil er sie gerade getötet hat, davor noch rasch die Ohren ab.

Ich las eine Weile, bis ich sah, dass Papa es sich in seinem Sitz bequem gemacht hatte und zu schlafen versuchte. Er hatte die Augen geschlossen und atmete lauter als sonst, aber er presste die Lippen so merkwürdig und fest aufeinander, dass ich nicht glauben konnte, er sei eingeschlafen. Ich legte das Buch weg, machte es mir ebenfalls bequem und versuchte zu schlafen, aber es ging nicht, so fest ich auch die Lippen presste und tief durchzuatmen versuchte. Mit geschlossenen Augen sah ich ganz deutlich die weite Prärie, sie war menschenleer und sah gefährlich aus, denn überall lauerten Indianer in lauter unbekanntem Verstecken. Ich stellte mir vor, die Prärie zu durchreiten, hatte aber keine Idee, welcher Weg der ungefährlichste und beste wäre. Old Shatterhand wusste so etwas immer und erklärte es dann seinen Mitreisenden, aber ich hatte fast nie eine dieser Erklärungen richtig verstanden. Old Shatterhand war gewiss ein sehr kluger und starker Mann, aber seine Erklärungen, vor allem, wenn sie die Landschaft und lauerner Gefahren betrafen, waren einfach zu kompliziert. Ich hörte auch dauernd die Worte »Heavens« und »behold«, als flüsterte sie mir jemand zu, und ich hörte sie so deutlich und oft, dass ich sie beinahe selbst geflüstert hätte.

Wenn ich spannende Bücher lese, sehe ich oft alles, was passiert, sehr deutlich vor mir. Auch wenn ich gerade nicht lese, sehe ich die Menschen und die Landschaft, wie in einem Film. Schließe ich die Augen, denke ich sogar manchmal, ich sei selbst mitten drin in diesem Film, und wenn ich dann wirklich mittendrin bin, bekomme ich oft etwas Angst. Old Shatterhand hat nie Angst, das ist seltsam. Er weiß immer alles: wie man den Indianern entkommt, wie man sie überlistet und wie man ein spannendes Leben lebt ganz ohne Angst.

Dann schaute ich Papa noch einmal an und sah, dass er blinzelte. Jedenfalls zuckten seine Augen etwas seltsam, so dass ich jetzt genau wusste, dass er nicht schlief. Ich richtete mich auf und fragte ihn, ob er schlafe, da richtete er sich auch auf und sagte, dass er nicht schlafen könne. Er habe schon gehaut und gewusst, dass er in diesem Nachtzug nicht werde schlafen können, er könne in Zügen nicht schlafen, in keinem Zug, weder nachts noch tags, er könne es einfach nicht. Ich fragte ihn, warum er es denn nicht könne, und da antwortete er, das sei eine Folge des Krieges, als Soldat im Krieg habe er in Zügen niemals geschlafen, das sei viel zu gefährlich gewesen und außerdem habe man zuviel Angst gehabt, um zu schlafen. Ich fragte Papa, ob er während des Krieges als Soldat oft Angst gehabt habe, und da sagte er, »ja, ununterbrochen, denn jederzeit konnte irgendwo etwas passieren«. Ich fragte »was denn zum Beispiel?«, und Papa antwortete: »Mitten im ruhigsten und friedlichsten Gelände konnte plötzlich eine Mine hochgehen, und Du hast nichts gehaut, und wenn Du Pech hattest, hat Dich die Mine getroffen, und es war aus mit Dir, einfach aus.« Ich habe nichts mehr gesagt, und dann wollte ich doch etwas sagen, und ich habe plötzlich »Heavens« gesagt, es ist mir einfach so rausgerutscht, und Papa hat »Wie bitte?« gesagt, und ich habe ihm erklärt, dass die weißen Männer und Herumreisenden in der weiten Prärie nie Angst hatten, jedenfalls stehe das so zum Beispiel in *Winnetou III*, sie hätten also gar keine Angst, und um das zu beweisen, würden sie »Heavens« oder »behold« sagen, einfach so. Da hat Papa gelacht und gesagt, die Worte werde er sich merken, »Heavens« und »behold«, und wenn es nötig sei, werde er sie ab jetzt auch benutzen.

Old Shatterhand

Die wenigsten Leser wissen, dass Old Shatterhand von Beruf Landvermesser und Ingenieur ist, genau wie Papa. Deshalb hat Papa auch einmal *Winnetou I* gelesen, wo so etwas drin steht und Old Shatterhand als Landvermesser von St. Louis aus durchs Land zieht, weil er, genau wie Papa, die neuen Eisenbahnstrecken vermessen muss. Papa hat auch einmal gesagt, dass Old Shatterhand die Umgebung genau wie ein Landvermesser betrachte, denn Landvermesser würden die Umgebung ganz anders betrachten als die anderen Menschen. Weil Old Shatterhand alles wie ein Landvermesser betrachte, gebe es in *Winnetou I* auch derart viele genaue und lange Landschaftsbeschreibungen, denn Landvermesser erlebten die Landschaft in allen Einzelheiten. Die langen Landschaftsbeschreibungen in *Winnetou I* haben Papa sehr gefallen, ich aber fand gerade diese Landschaftsbeschreibungen zu lang und zum Gähnen. Als ich Papa das einmal gesagt habe, hat er geantwortet, Landschaft sei niemals zum Gähnen, Landschaft sei das Spannendste überhaupt und er werde mir schon noch beweisen, dass und warum Landschaft spannend sei.

Da ich nicht weiter lesen wollte und auch nicht einschlafen konnte, bin ich noch einmal sehr langsam durch den ganzen Zug gegangen und habe nachgeschaut, ob die anderen Menschen schliefen. Und wahrhaftig – die meisten Menschen haben wirklich geschlafen, einige sogar richtig tief und mit richtigem Schnarchen. Viele lagen sehr unbequem in einem vollen Abteil und schliefen trotzdem, und einige hatten Beine und Füße eingezogen und sich in ihren Sitz gepresst wie Pakete, die verschickt werden sollten. Ich bin mehrmals im Zug hin und her gegangen und schließlich bin ich wieder dem Berliner begegnet, der mir die Stulle geschenkt hatte. Er fragte mich, ob ich nicht schlafen könne, und ich sagte, »nein, ich kann einfach nicht«, und dann sagte ich noch, dass Papa mir zwei neue Worte Berlinerisch beigebracht habe, nämlich »Icke« und »Bulette«. »Na so was«, sagte der Mann, »dann hab ich noch was für Dich.« Und dann hat er wieder in seinem Gepäck gekramt und eine Bulette hervorgeholt. Auch die Bulette war in helles Butterbrotpapier eingewickelt, und der Mann packte sie aus, schenkte sie mir und sagte, jetzt werde er mir einen ersten vollständigen Satz auf Berlinerisch beibringen: »Icke und meene Bulette, wir sind zwee richtig nette.« Ich musste den Satz wiederholen, und der Mann verbesserte meine Aussprache solange, bis ich den Satz richtig auf Berlinerisch aussprach, und dann nahm ich die Bulette und trug sie in unser Abteil. Ich zeigte sie Papa und sagte meinen ersten vollständigen Satz auf Berlinerisch, und Papa lachte wieder und steckte die Bulette obenauf in unsere Reisetasche.

Essen unterwegs

Ich: Warum haben wir eigentlich nie etwas zum Essen und Trinken dabei, so wie die meisten anderen Leute?

Papa: Weil Mama das nicht mag.

Ich: Und warum mag sie es nicht?

Papa: Es erinnert sie an den Krieg, als alle immerzu etwas zum Essen und Trinken dabei hatten. Während des Krieges hat Mama oft gesagt: Wann kommt endlich wieder die Zeit, wo man nichts dabeihaben muss?

Ich: Und was machen wir, wenn wir Hunger und Durst haben?

Papa: Runterschlucken, wir schlucken Hunger und Durst einfach runter.

Ich: Gut, dann machen wir es so wie Old Shatterhand. Der hat, wenn er unterwegs ist, auch niemals Hunger und Durst.

Papa: Genau so machen wir es.

Da es draußen sehr dunkel war und es auch im Zug nichts mehr zu entdecken gab, las ich dann doch wieder in *Winnetou III* und merkte dabei gar nicht, dass ich plötzlich einschlief. Old Shatterhand hatte gerade wieder begonnen, die Landschaft zu beschreiben und nach geheimnisvollen Spuren zu untersuchen, da packte mich denn doch der Schlaf. Ich erwachte erst wieder, als der Zug stehen geblieben war und im Gang laute Stimmen zu hören waren. Papa schlief noch immer nicht, sondern las in einer Zeitschrift. Ich fragte ihn, warum es plötzlich so laut sei, und er antwortete, dass unser Zug jetzt in der Sowjetisch besetzten Zone halte und unsere Ausweise jetzt von DDR-Grenzsoldaten kontrolliert würden. Wenig später wurde wahrhaftig auch unsere Abteiltür geöffnet, und ein Grenzsoldat wollte unsere Ausweise sehen. Papa gab sie ihm, und der Mann blätterte sie zweimal durch. Dann gab er sie uns zurück und wünschte uns eine gute Reise. Kaum eine Minute später aber kam eine Frau in unser Abteil und sagte wieder, sie wolle unsere Ausweise sehen. Papa gab auch ihr unsere Ausweise, und sie begann, einige Daten aus unseren Ausweisen mit einem Kugelschreiber abzuschreiben. Dafür hatte sie ein helles Holzbrett dabei, das sie fest gegen den Bauch drückte. Auf dem Brett waren lauter Zettel und Papiere festgeklemmt, und die Frau machte neben das Aufgeschriebene lauter Striche und kleine Kreuzchen, bis sie uns die Ausweise zurückgab. Papa hatte sie schon längst wieder in seine Jackentasche getan, als noch ein dritter Grenzbeamter erschien und wieder unsere Ausweise sehen

wollte. Da aber sagte Papa: »Nun reicht es aber doch mal! Der Zug hat schon genug Verspätung!« Der Grenzbeamte schaute ihn scharf an und erwiderte: »Begehren Sie bitte nicht auf! Wir tun nur unsere Pflicht!« Da sagte Papa nichts mehr weiter, gab ihm die Ausweise und sah ruhig zu, wie der Grenzbeamte die Ausweise extra besonders lang durchblätterte und gar nicht mehr aufhörte mit dem Blättern. Endlich gab er die Ausweise Papa zurück und sagte »Wir haben uns verstanden«, und Papa nickte und antwortete: »Tadellos«. Der Grenzbeamte schaute Papa noch einmal etwas länger an, als gehe ihm etwas durch den Kopf, dann aber machte er doch die Abteiltür zu und ging weiter, ohne noch etwas zu sagen.

Als er im nächsten Abteil war, sagte Papa: »Begehren Sie bitte nicht auf! Hast Du je einen größeren Blödsinn gehört? Aufbegehren – wo sagt man denn sowas? Ich habe nicht aufbegehrt, ich habe nur ein wenig gestöhnt. Zwischen Stöhnen und Aufbegehren liegen doch Welten! Und dann: Wir tun nur unsere Pflicht! Das ist ja noch größerer Blödsinn! Das sind mir die richtigen, die von der Pflicht reden, wenn sie dummes Zeug machen, und wenn man schon von so etwas redet, dann wenigstens ohne das ›nur‹. ›Nur‹ unsere Pflicht ist nämlich der Gipfel des Blödsinns!« Ich fragte Papa, wie es denn ohne das »Nur« heißen müsse, und Papa lachte und sagte: »Es muss heißen: Wir tun leidenschaftlich und mit größter Begeisterung unsere Pflicht! Zum Wohle des Vaterlandes! Auf immer und ewig! An Wochen- und Feiertagen! Von morgens bis abends!« Da musste ich auch lachen, und wir lachten so laut, dass der dritte Grenzbeamte plötzlich wieder zurück vor unsere Abteiltür kam und zu uns hinein schaute. Papa winkte ihm kurz zu, da öffnete der Beamte die Abteiltür und fragte Papa: »Haben Sie mir etwas zu sagen?« Und Papa antwortete: »Neinnein, sie tun ja nur Ihre Pflicht, wir haben das jetzt verstanden.«

Berlin

Wir fahren durch die Sowjetisch besetzte Zone nach West-Berlin. Unter der Sowjetisch besetzten Zone stelle ich mir ein Land vor, das mit lauter sowjetischen Panzern besetzt ist. Natürlich stimmt das nicht ganz genau, es stimmt aber, dass West-Berlin eine Insel inmitten der Sowjetisch besetzten

Zone ist. Ich stelle mir weiter vor, dass es nicht sehr angenehm ist, auf einer solchen Insel zu leben, nicht angenehm und immerzu etwas gefährlich. In West-Berlin werde ich erfahren und sehen, ob ich Recht habe oder ob West-Berlin vielleicht ganz im Gegenteil eine sehr angenehme und völlig ungefährliche Stadt ist. Vielleicht ist es ja auch eine spannende Stadt. Papa hat gesagt, dass wir auch nach Ost-Berlin fahren werden. Ost-Berlin kann ich mir überhaupt nicht angenehm und ungefährlich vorstellen, aber vielleicht ist gerade Ost-Berlin spannend, wir werden sehen.

Unser Zug fuhr dann endlich weiter, und dann wurde es auch langsam hell, und wir näherten uns West-Berlin. Draußen auf den Gängen liefen jetzt wieder viele Menschen auf und ab und unterhielten sich und standen vor den Klos Schlange. Und in den Abteilen wurde wieder viel zu essen und zu trinken ausgepackt, es roch sogar nach Kaffee, und die Männer rauchten und sprachen wieder so laut wie bei der Abfahrt des Zuges aus Köln.

Fragen

Papa: Wir sind bald da. Freust Du Dich auf Berlin?

Icke: Na ja, nicht so richtig. Und Du?

Papa: Doch, jetzt, so kurz vor Berlin, freue ich mich. Komm, freu Dich auch. Das werden sehr spannende Tage.

Icke: Glaubst Du?

Papa: Auf jeden Fall.

Icke: Was machen wir nach dem Aussteigen?

Papa: Reinhold wird mit seinem Auto auf uns warten und uns nach Lichterfelde fahren.

Icke: Reinhold ist Dein Freund, stimmt's?

Papa: Ich habe zusammen mit Reinhold in Berlin gearbeitet. Er wohnte mit seiner Frau zwei Stock tiefer in demselben Haus wie Mutter und ich. Wir waren richtig gute Freunde.

Icke: Wie ist denn Reinhold so?

Papa: Er ist ein richtiger Eisenbahner, durch und durch. Er kennt alle Fahrpläne und Strecken und Loks, er hat kaum was anderes im Kopf. So Leute gibt es bei der Bahn. Sie sind vom Bahnfahren besessen.

Icke: Ist Reinhold ein richtiger Berliner?

Papa: Und wie! Ich glaube, er hat bisher nur in Berlin gelebt. Er liebt Berlin, es ist seine Heimat. Daran musst Du immer denken, wenn Du mit ihm über Berlin sprichst.

Icke: Ich werde mir Mühe geben.

Mit über einer halben Stunde Verspätung sind wir nach Berlin eingefahren. Wir fuhren mitten hinein in die Stadt und sehr dicht an ihren Häusern vorbei, und ich dachte dauernd, wir seien jetzt da, wir waren es aber dann immer noch nicht. Der Zug fuhr langsamer und schließlich sehr langsam, und es war, als

wollte uns der Zugfahrer die Stadt West-Berlin zeigen, so langsam fuhr er. Ich stand dicht am Fenster und schaute hinaus, und ich verstand sofort, was für eine riesengroße Stadt Berlin wohl doch ist. Seltsam war nur, dass es auf den Straßen so leer war, es waren wirklich kaum Menschen oder Autos zu sehen, so dass ich Papa fragte, warum das denn so sei. Papa antwortete, dass heute der 1. Mai und damit ein Feiertag sei, deshalb sei die Stadt noch so leer.

Wir packten unsere Sachen zusammen, und ich wollte die Abteiltür öffnen, da hielt mich Papa noch zurück und sagte etwas sehr Seltsames. Er schaute mich nämlich an und sagte, dass es nicht ganz leicht werde für uns in Berlin. Ich fragte, warum und wieso? Und er sagte, dass wir in Berlin vielen alten Freunden von früher begegnen würden, die bestimmt sehr gerührt seien. Die alten Freunde und Bekannten hätten ihn jetzt seit beinahe zwanzig Jahren nicht mehr gesehen, und mich, mich hätten sie ja noch nie gesehen. Da könne es schon passieren, dass viele die Rührung überfalle, Reinhold zum Beispiel, den werde ganz bestimmt gleich bei unserem Empfang auf dem Bahnsteig die Rührung überfallen. Ich fragte Papa, ob er denn auch sehr gerührt sei oder gerührt sein werde, da antwortete Papa: »Hoffentlich nicht, nein, ich hoffe nicht, das muss jetzt nicht sein, wirklich nicht.«

Gerührtsein

Ehrlich gesagt, wusste ich nicht genau, was uns erwartete, wenn Papas Freunde und Bekannte gerührt sein würden. Würden sie etwa weinen? Oder würden sie uns besonders fest umarmen und überhaupt nicht mehr loslassen? Ich wusste, dass ich es gar nicht mögen würde, wenn jemand mit dem Weinen beginnen, und ich würde es noch weniger mögen, wenn uns jemand nicht loslassen würde. Vielleicht bedeutete Gerührtsein aber auch einfach nur, dass die Freunde und Bekannten besonders nett zu uns sein würden. Ich dachte kurz darüber nach, kam aber einfach mit dem Nachdenken nicht weiter. *Behold*, dachte ich, und das musste jetzt vorerst mal reichen.

Dann stiegen wir aus und standen mit unserem Gepäck auf dem sehr vollen Bahnsteig. Papa sagte, wir sollten einfach stehen bleiben und warten, bis Reinhold uns sehen und erkennen würde. Wir blieben also eine Weile stehen und warteten, da hörten wir plötzlich eine sehr laute Stimme, die Papa beim Namen rief. Sie rief: »Josef! Josef!!« – und sie rief so laut, dass alle Menschen

sich nach dem Mann, der das so laut rief, umdrehten. Der Mann kam durch die vielen Menschen auf uns zugelaufen, und ich sah, dass er einen langen Mantel und einen Hut trug. Er hatte schwere, schwarze Schuhe, die auf dem Bahnsteig aufschlugen, und er lief so schnell, dass er seinen Hut verlor, der einfach auf den Boden fiel und zur Seite kollerte. Der Mann kümmerte sich aber gar nicht darum, sondern lief auf Papa zu, und als er Papa erreicht hatte, umarmte er ihn sofort. Er umarmte ihn sehr sehr lange, und ich sah, dass der Mann sehr heftig weinte, und ich konnte nicht mehr hinschauen, so heftig weinte der große, erwachsene Mann. Die Menschen schauten den Mann und Papa auch alle an und waren plötzlich ganz ruhig, und es kam mir so vor, als würden nun alle zu weinen beginnen. Ich konnte es einfach nicht ertragen, deshalb schaute ich weg, und da sah ich den Hut des Mannes auf dem Boden liegen. Er lag direkt neben einem Papierkorb, und so ging ich hin und hob ihn auf und kam dann mit dem Hut wieder zurück zu dem Mann und zu Papa, die sich noch immer gegenseitig festhielten, ganz fest. Ich schaute vorsichtig nach, ob etwa auch Papa gerade weinte, Papa weinte aber nicht, sondern sah nur sehr ernst aus, furchtbar ernst, als müsste er sich sehr beherrschen, jetzt nicht zu weinen. Als Papa mich mit dem Hut des Mannes dastehen sah, löste er sich von dem Mann und ging zu mir hin und fasste mich an der Schulter und sagte: »Reinhold, das ist Johannes. Das ist unser großer Sohn.«

Der Mann nahm ein Taschentuch aus einer Hosentasche und trocknete die Tränen, und dann kam er auf mich zu und wollte auch mich sofort umarmen. Zum Glück hatte ich den Hut in der Hand, und so streckte ich ihm den Hut entgegen, und da setzte der Mann ihn auf und umarmte mich dann viel kürzer als er Papa umarmt hatte. »So groß bist Du schon!« sagte der Mann, und ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Ich nickte, und da ging der Mann ein paar Schritte zurück, schaute Papa und mich an und sagte: »Gut seht ihr aus! Richtig gut! Vater und Sohn! Und einander so ähnlich!« Ich wusste wieder nicht, was ich sagen sollte, und Papa fiel anscheinend auch nichts Besonderes ein, denn er sagte nichts, sondern griff nach unserem Gepäck. Dann aber

fragte er den Mann, ob er seinen Wagen dabei habe, und der Mann sagte, »natürlich, Josef, alles dabei«, und da fiel Papa etwas sehr Richtiges und Gutes ein, denn er sagte zu dem Mann: »Reinhold, komm, lass uns frühstücken, lass uns frühstücken wie früher, fahren wir los und frühstücken wir zusammen in der Pension, der Junge und ich haben einen Mordsappetit.« Dann gingen wir los, und ich dachte darüber nach, warum Papa gleich vom Frühstück gesprochen hatte, denn ich wusste ja, dass Papa in Köln nicht besonders gern oder lange frühstückte, Papa mochte Frühstücken eigentlich überhaupt nicht, das hatte er viele Male gesagt, und jetzt, gerade in Berlin angekommen, tat Papa so, als gäbe es nichts Wichtigeres als ein Frühstück. *Behold*, dachte ich wieder, und das musste vorerst schon wieder reichen.

1. Mai 1964



Berlin, Bahnhof Zoologischer Garten

Die vielen herumlaufenden oder einander im Wege stehenden Menschen auf dem großen Platz vor dem Bahnhof

Der Haupteingang des angeblich großen und sehr schönen Zoos direkt gegenüber

Die Eingänge für die U- und die S-Bahn (was ist der Unterschied?) und der Eingang zum Fernverkehr

Das laute Summen der vielen Stimmen, die immerzu Fragen stellen: Wo fährt der Bus? Wo geht es zur U-Bahn?

Die Namen, die über den ganzen Platz gerufen werden, als wären viele Menschen verloren gegangen oder würden noch gesucht

Reinholds Auto

Reinholds Auto ist ein grauer VW. Reinhold sagt, ich dürfe vorne sitzen, um Berlin gleich ganz aus der Nähe mitzubekommen. Papa sitzt also hinten, hat sich aber weit nach vorne gebeugt, so dass er

seinen Kopf zwischen Reinhold und mich halten kann. Reinhold fährt los und fährt irgendwie stolz, als gehörte die Stadt ihm oder als hätte er einige der Häuser in der Umgebung gebaut oder bewohnt. Reinhold spricht viel, und Papa sagt noch sehr wenig. Dafür lacht er, und ich merke, dass Papas Lachen Reinhold gefällt und ihn anstachelt, noch mehr zu reden.

Reinhold sagte, dass wir nicht den direkten Weg nach Lichterfelde, sondern ein paar kleinere Umwege nehmen würden. Er fuhr nicht allzu schnell, und wir sahen, dass es ihm großen Spaß machte, uns mit seinem VW durch die noch fast leere Stadt Berlin zu fahren. »Na, Josef, was sagst Du nun?« fragte er, »hast Du es Dir so vorgestellt? So schön? So rausgeputzt? Als hätte es den Krieg nie gegeben!« Papa schaute und schaute, antwortete aber nichts, er war viel zu beschäftigt mit Schauen. Ich schaute auch, aber auch ich konnte natürlich nicht antworten, schließlich hatte ich den Krieg ja gar nicht erlebt. Papa und ich schauten also, und ich wunderte mich, wie breit und langgestreckt die Straßen in Berlin waren. Ich hatte wirklich noch nie solche breiten, langen Straßen gesehen, Straßen mit mehreren Spuren und breiten Bürgersteigen, auf denen viele Menschen hätten spazieren gehen können. Die breiten Straßen erinnerten mich an die Bilder, die ich während des Besuches des amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy in Berlin im Fernsehen gesehen hatte, damals waren diese breiten Straßen bis auf den letzten Platz voller Menschen gewesen.

Ich wollte auch einmal irgendetwas sagen, deshalb erzählte ich Reinhold, dass ich den Besuch John F. Kennedys in Berlin genau verfolgt und dass ich mich damals über die breiten Straßen Berlins sehr gewundert habe. »Tja, mein Junge«, sagte da Reinhold (und wurde stolzer und stolzer), »Köln und Berlin – das kann man nicht vergleichen, das sind zwei ganz verschiedene Welten.« Dass er so etwas sagte, gefiel mir gar nicht, ich hatte das Gefühl, als mochte er Köln nicht so sehr oder als wollte er es gegenüber Berlin herabsetzen und als wäre Köln gegenüber Berlin nichts wert. Deshalb sagte ich: »Köln ist sehr schön, Köln liegt am Rhein, und Köln hat den größten, schönsten Dom Deutschlands und viele andere sehr schöne Kirchen. Hat Berlin auch einen so

schönen Fluss und einen Dom und sehr schöne Kirchen?» Da war Reinhold einen Moment lang still und schaute sich, während er weiterfuhr, zur Seite nach Papa um. »Johannes ist wohl ein richtiger Kölner?« fragte er, und Papa antwortete, dass wir alle richtige Kölner seien, dass wisse Reinhold doch. Reinhold war wieder einen Moment lang still, da sagte ich: »John F. Kennedy war auch im Kölner Dom, und auch da waren sehr viele Menschen, und es gab einen Gottesdienst, der sehr feierlich war.« Reinhold nickte darauf nur, als hörte er das alles zum ersten Mal, und dann fragte er mich: »John F. Kennedy hat Dir wohl sehr imponiert?« Ich wusste nicht ganz genau, was er meinte, deshalb antwortete ich: »Ich habe ein kleines Album mit Fotos und Zeitungsausschnitten von seiner Deutschland-Reise. Und ich weiß, dass er in Berlin »Ich bin ein Berliner« gesagt hat.« Über diese Worte freute sich Reinhold und dann sagte er, wieder fröhlicher: »Weißt Du: Die Menschen, die nach Berlin kommen, sind hier für eine Weile alle Berliner. Wir müssen zusammenhalten, denn das Leben auf dieser Insel ist gar nicht leicht. Hier also bist Du auch ein Berliner, okay? Und wenn Du wieder zurückfährst, wirst Du sofort wieder zum Kölner, okay?« Ich wollte ihm nicht weiter widersprechen, denn dass wir für eine Weile alle Berliner seien, war in Ordnung, schließlich war selbst John F. Kennedy, der nicht einmal Deutsch sprechen konnte, in Berlin für kurze Zeit ein Berliner gewesen. Deshalb sagte ich: »Gut, ich bin einverstanden, Papa und ich sind jetzt auch Berliner. «

Reinhold fährt

Reinhold schaut beim Fahren laufend nach rechts und links, als könnte er lauter Bekannte entdecken
Reinhold verzieht das Gesicht beim Fahren sehr seltsam, ich glaube, man sagt, Reinhold schmunzelt
(ich mag aber das Wort nicht)

Reinhold trägt beim Fahren eine Brille mit dicken, braunen Rändern

Reinhold tut so, als wisse er alles, aber auch wirklich alles über Berlin

Wir fahren eine ganze Weile, und Reinhold nannte (immer zu mir hin) die Stadtbezirke, in denen wir gerade waren. Ich konnte sie nicht alle behalten und erst recht nicht aufschreiben, das machte ich später. Jedenfalls erinnere ich mich, dass er Schöneberg und Friedenau nannte. (Vor dem Rathaus in

Schöneberg hatte John F. Kennedy »Ich bin ein Berliner« gesagt, und in Friedenau hatte Papa, wie er sagte, einmal ein kleines Zimmer unter dem Dach gehabt, noch bevor er mit Mama nach Berlin gezogen war.) Endlich kamen wir dann in Lichterfelde an und Reinhold fuhr uns zu der kleinen Frühstückspension, in der wir in den nächsten Tagen wohnen würden. Papa sagte, dass er das Ehepaar, dem die Pension gehöre, sehr gut von früher kenne. Oma und Opa hätten während ihrer Berlin-Besuche immer in dieser Pension gewohnt, und auch die anderen Verwandten aus Köln und dem Westerwald hätten während ihrer Berlinbesuche dort immer gewohnt.

Reinhold parkte seinen VW in einer sehr schönen Straße mit vielen Bäumen rechts und links. Die Häuser in der Straße waren sehr alt und standen einzeln, und jedes Haus hatte einen kleinen Vorgarten. Wir holten das Gepäck aus dem Auto, doch Papa blieb dann neben dem Gepäck stehen und blickte die Straße entlang und sagte nichts und regte sich nicht. Ich schaute hinüber zu Reinhold und sah, dass er seinen Hut aufgesetzt hatte, dann schaute er zu Papa, zog seinen Hut wieder ab, hielt ihn in der Hand und setzte ihn wieder auf. Da verstand ich, dass Reinhold etwas nervös und unruhig war, und sofort wurde ich auch unruhig, denn Reinhold und ich, wir verstanden wohl gerade nicht, warum Papa so stumm auf dem Bürgersteig neben dem Gepäck stand. Reinhold fragte ihn: »Josef, ist alles in Ordnung?« Aber Papa antwortete nicht, und da bekam ich sogar etwas Angst, und weil die Angst stärker wurde, ging ich hin zu Papa und berührte ihn am Arm. »Papa, ich habe nun doch Hunger und Durst«, sagte ich. Da erwachte Papa aus seinem Staunen und Schauen, griff nach dem Gepäck und sagte zu Reinhold: »Die Magnolien blühen schon.« Ich verstand überhaupt nicht, warum er das sagte, und auch Reinhold verstand es wohl nicht so richtig, er war jedenfalls weiter etwas nervös, denn er schloss seinen VW noch einmal auf und legte den Hut auf den Vordersitz. Dann aber ging ich neben Papa auf das große, alte Haus zu, in dem sich anscheinend die Frühstückspension befand.

Hinter dem Tor der Pension wartete ein hellgrauer Hund mit vielen schwarzen Streifen im Fell. Er bellte nicht, sondern schaute nur, wie wir auf das Tor zgingen. Als wir das Tor öffneten, ging er zur Seite und blieb neben uns stehen. Da stellte Papa das Gepäck hin, streichelte den Hund und sagte zu mir: »Schau mal, ein Spitz!« Reinhold, der hinter uns ging, streichelte den Hund dann auch und sagte: »Er heißt Hugo und ist ein Wolfsspitz.« Ich war über den Namen des Hundes etwas erstaunt, deshalb fragte ich: »Wieso heißt er denn Hugo?« Da sagte Reinhold: »Er ist der Hausmeister, er passt auf das Haus auf, deshalb heißt er Hugo. So wie ein Hausmeister.« Ich traute mich nicht, Hugo zu streicheln, obwohl Hugo überhaupt nicht gefährlich aussah und still hielt, wenn man ihn berührte. Als wir auf die kleine Treppe zgingen, die hinauf zur Haustür führte, lief er ruhig neben uns her und blieb dann unten an der Treppe stehen. Dann klingelte Papa.

Es wurde einen Moment still, dann aber öffnete sich die Tür, und ein älterer Mann stand da und schaute Papa an. Er brauchte etwas Zeit, um Papa zu erkennen, denn er wartete und fragte Papa: »Josef? Josef?!« Ich sah sofort, dass Papa wieder so ein furchtbar ernstes Gesicht machte wie auf dem Bahnsteig, und ich hoffte sehr, dass der ältere Mann nun nicht auch so heftig zu weinen beginnen würde, wie Reinhold auf dem Bahnsteig geweint hatte. Papa blieb aber diesmal nicht einfach nur stehen, sondern ging einen Schritt auf den Mann zu und umarmte ihn fest, und dann hielten sich die beiden umarmt. Und ich sah, dass nun auch eine ältere Frau im Flur stand, die danach auch von Papa umarmt wurde, und ich wartete, bis das alles endlich vorüber war.

Gerührtsein

Als ich gesehen hatte, wie Reinhold und der ältere Mann und die ältere Frau Papa begrüßten, wusste ich, was Papa mit dem Gerührtsein gemeint hatte. Papas Freunde und Bekannte, die in Berlin geblieben waren, erinnerten sich an die Vergangenheit und die Zeit, die sie zusammen mit Papa in Berlin verbracht hatten. Beinahe zwanzig Jahre waren seither vergangen, und alle waren darüber gerührt, dass sie noch immer lebten und wieder zusammen gekommen waren, so wie vor zwanzig Jahren.